

(Nachdruck verboten)

15)

Im Kreise.

Erzählung von Wacław Sieroczewski.
Deutsch von Rosa Schapire.

Wenn es ein großer Fisch war, der den Kahn hätte umwerfen können, ließ Alexander das Netz wieder fallen und ruderte bis zur Untiefe zurück. Dort stieg er aus dem Kahn, zog die Beute vorsichtig an sich und betäubte den Fisch mit einem starken Schläge. Kleinere Fische zog er ohne weiteres heraus und warf sie im Netz in den Kahn, wo sie lange gegen den Rand schlugen. Manchmal vergingen zwei und drei Tage, ehe ihm etwas ins Netz kam. Seitdem Froschauge fortgegangen war, fing er immer weniger, denn er konnte nur einmal im Tage Netze auswerfen. Wenn das Netz lange unbeweglich an einer Stelle stand, hörten die Fische auf, dort ihr Spiel zu treiben, denn die Pflöden, die Schüre und Maschen machten ihnen Angst. Die Nacht hatte nicht viel Stellen, an denen sich Fische aufhielten und nach neuen suchten, war wegen der großen Entfernung unmöglich. Mitunter war es geschehen, daß, wenn er länger am Flusse geblieben war, er dann Zosia weinend im Hemdchen vor dem Hause fand. Er zankte sie aus, aber das half nichts.

„Ich habe Hunger und fürcht' mich allein,“ rechtfertigte sich das arme Wirtchen.

Der Fang wurde immer geringer. Auch die Vorräte gingen auf die Neige; es fehlte an Mehl, und Milch hatten sie überhaupt nicht mehr gesehen, seitdem Froschauge fort war. Dazu kam noch, daß die Jakuten wohl gemerkt hatten, daß er nur selten an die Bucht kam, sie begannen ihm allerlei Schabernack anzuthun, die Netze zu lösen, einmal banden sie sogar den Kahn los; sie konnten ihn nicht fortbringen, denn er war so klein, daß sie Angst hatten, sich hinein zu setzen, aber sie stießen ihn auf den Fluß. Alexander suchte lange, ehe er ihn fand, da die Strömung ihn mit sich geschleppt und ans Ufer geworfen hatte. All das ärgerte und tränkte ihn nicht wenig.

„Wirklich, es wäre schon besser, alles aufzugeben und nur Zosias' Erziehung zu leben!“

Er lächelte bitter. Warum sich selbst was vormachen? Er konnte die Eingebornen, er wußte, daß sie ihm nicht einmal das geben würden, was sie versprochen hatten, und wenn sie erst die Sicherheit hatten, daß sie ihn ungestraft dikanieren können, so würden sie ihn so lange quälen, bis sie ihn los waren. Die Kampfbedingungen können sich ändern, aber der Kampf bleibt bestehen, und sein Leben wird eine Kette von Glend, Hunger und Demütigungen werden, wie es allen denjenigen erging, die eine gewisse Angst und Schüchternheit verraten hatten, oder die durch Krankheit gehindert waren, ihren Mann zu stehen. Da ist's ja besser, ein Ende zu machen, das Kind zu töten und sich selbst das Leben zu nehmen! Denn um in die Stadt zu gehen, dafür gab's ja keine genügenden Gründe; sie würden ihn sicher wieder zurückschicken. Sein Gesicht verdirbte sich bei diesen Gedanken, und er war so verstimmt, daß es selbst die kleine Zosia merkte und sich bemühte, ihn aufzuheitern.

Gerade um diese Zeit brachte Njaj, der bei den täglich knapper werdenden Vorräten seinem eignen Unternehmungsgeist überlassen war, ein Stück faules Fleisch nach Hause. Das schwarze Fell fiel Alexander auf, er begann den Hund zu beobachten und fand denn auch bald an einer abgelegenen Stelle halb verscharrt, etwas benagt und schon ziemlich faul: Wronys Kopf, sein Fell und die Beine, Dinge, die den Dieb zur Zeit der Revision am schnellsten verraten hätten. Alexander überwand seinen Ekel und hob den Schädel seines treuen Gefährten und Mitarbeiters in die Höhe. Der Schädel machte einen entsetzlichen Eindruck. Das glatte, feuchte Ding entglitt Alexanders Hand und fiel wieder in sein Netz zurück. Er wuschte sich die Hand im Grase ab und schmeißt es fort, ohne selbst dem Hunde zu pfeifen, der sich beim Geruch im Gebüsch verbarg. Alexander fühlte, wie sich ihm die Gabel zusammen schnürte, wie ihm Thränen ausflogen. Er hatte dies Pferd als junges, noch nicht zugerittenes Fohlen gekauft, und lange war es zusammen mit Njaj sein Gefährte in der Verbannung gewesen.

„Diese Lumpen! Diese Lumpen!“ wiederholte er sich und ward' Euch!“

Und wieder begannen zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten die Vorübergehenden der kräftigen, bärtigen Gestalt mit der Waffe über der Schulter zu begegnen.

„Schläft dieser russische Teufel nicht?“ schimpften sie. „Der lungert um sein Feld rum und um seine Netze, wie ein Bär um seine Höhle.“

Er drohte ihnen nicht, er folgte nur jedem mit langem, durchdringendem Blick und fragte die Fremden kurz:

„Wer seid Ihr? Woher und wohin?“

„Gott bewahre! Der wird uns noch was anthun!“ jächelten sich die Leute gegenseitig, wenn sie von ihm sprachen. Die Vorüberfahrenden knallten, wenn sie ihn sahen, mit der Peitsche und zogen die Zügel strammer, die Fußgänger zogen die Mühe schon von weitem und kamen schüchtern näher.

„Um so besser! Wenn man hier nur mit Gewalt was ausrichten kann, dann sollen sie sich fürchten!“

Und die Angst der Leute, denen er unermüdet im Walde begegnete, ihre zitternden Lippen und die furchtjam aufgerissenen Augen machten ihm keinen Eindruck mehr; er empfand diesen schmerzlichen Druck nicht mehr, daß sie ihn nicht kennen, nicht verstehen. Er versuchte es auch nicht mehr mit freundlicher Ueberredung.

„Ich will ihnen wohl,“ jagte er sich, aber sie sind wild und können nur mit Furcht im Zaume gehalten werden.“

Er gab ihnen sogar bis zu einem gewissen Grade recht, er erinnerte sich der Worte des Skiaz und sagte sich, daß sie eine gewisse Achtung verdienen, aber seine frühere warme Zuneigung war verschwunden. Und wenn er die Jakuten der Schar aller derjenigen zählen wollte, unter deren Los er litt, für die er einmal Hab und Gut und die Freiheit geopfert hatte, dann sprach keine Stimme mehr im Herzen für sie. Es war ihm nicht möglich, den Zeugen und zum Teil den Urhebern seiner Demütigungen zu verzeihen. Er konnte ihnen seine Verzweiflung beim Publikum seiner aus Ufer geworfenen Netze und den Hunger, der auf ihn lauerte, nicht verzeihen, und auch den zertrümmerten Schädel seines erschlagenen Pferdes konnte er nicht vergessen. Sie bewarfen ihn mit Kot, legten ihm abscheuliche Dinge zur Last, sie rißen an seiner Seele wie an einer gesprungenen Saite. Nein! Warum sollen sie nicht auch leiden! Fühlen, wie er fühlt! Aber warum? Weshalb? Sind sie den schuldig? Und wem nützt es?“

Diese Gedanken schüttelte er wieder ab, er liebte es nicht, sich zuviel mit Grübeleien zu quälen.

„Schuldige giebt es nicht, aber Hindernisse! Und ich sehe keinen Ausweg!“

Aber nach welchem Auswege strebte er? Dies sollte doch der Anfang sein. Zum erstenmal kämpfte er für seine eignen Interessen, und er sah sich ganz auf sich selbst gestellt. Und wandte er nicht die gleichen Mittel an, wie jene Auswürflinge der Gesellschaft, für die es auch keinen Ausweg gab, und die den Jakuten so viel Angst machten! Was mühte es, wenn er sich vornahm, in Zukunft anders zu sein? Hört ein Unrecht je auf, ein Unrecht zu sein?

In seinem Kopfe jagten sich quälende Gedanken, die er mit schwerer Arbeit zu betäuben suchte. Sein Lächeln schwand, er wurde mager und blaß. Und dabei war die Arbeit nur Qual, denn sie eifernte ihn vom Hause und er lebte in beständiger Angst um das Kind, um das Haus, um das Feld. „Sie werden's anzünden... zertreten!“ jagte er sich.

Und Zosia blieb immer häufiger allein in der Jurte. Alexander brauchte all seine Kraft auf, um Eßbares zu schaffen und es einigermassen bis zur Ernte aushalten zu können. Mit einem geflochtenen Wehr schloß er die Bucht vom Hauptfluß ab, stellte eine Fischreufe auf und warf die Netze an anderer Stelle aus. Er versuchte sogar im See zu fischen, wo es eine Menge Karuschen gab; bald aber gab er es auf, denn ein Bär machte ihm Konkurrenz.

Als er sich eines Tages länger an der Bucht aufhielt, hörte er im Walde ungewohntes Geräusch. Er glaubte, Schadenstifter auf frischer That ertappen zu können, schlich sich leise durchs Gebüsch, um ihnen am Wege aufzulauern. Das Knacken der Zweige, die unter seinen Füßen brachen, überrönte das Geräusch für einen Augenblick, aber aus dem

„Befehle dich ein großes, haariges Tier näher. „Verfolgt mich hierher?“ dachte Alexander. Er nahm eine Plinte zur Hand, sein Herz schlug. Der Raum war eng und wenig zum Kampf geeignet. Wenn er festste, so warf ihn das Tier sicherlich nieder, ehe er auch nur sein Messer bereit hatte. Plötzlich steckte Njar seinen ehelichen Kopf aus dem Gebüsch.

„Njar hierher!“
Der Hund sprang freudig auf ihn zu und hinter ihm schimmerte Zofias goldblondes Köpfchen im Gebüsch.
„Bist Du auch hier? Was bedeutet denn das?“ rief Alexander erschrocken.

„Ach, Papa, ich such' Dich schon so lange! Und die Mücken stechen!“

„Du bist ein böses, böses Kind! Warum bist Du fortgegangen?“

„Papa, ich langweile mich so sehr!“ Sei nicht böse. Ich hab' Dich doch gefunden!“

Die Kleine lachte ihn an und war so wunderhübsch, daß er sie den Arm nahm und zu küssen begann.

„Du bist ein böses, häßliches Kind! Und ärgerst mich. Wer weiß, wie Du Dich hättest verlaufen können!“

„Du ärgerst mich aber auch. Die Jakuten sind gekommen und haben nach Dir gefragt.“

„Was haben sie gesagt?“

„Gar nichts, nur die Speisekammer geöffnet, das Getreide befehen und das Heu.“

„Auch gut, wir wollen ja nichts von ihnen. Da, setz' Dich!“

Er setzte sie auf die Schulter und ging mit ihr an die Bucht, um seine Arbeit zu beenden. Am Ufer zündete er ein Feuer an und setzte das Kind daneben.

„Nun aber ruhig und rühr' Dich nicht, sonst mußt Du gleich nach Hause!“

Er nahm sie noch einigemal mit, aber das hinderte ihn in seiner Arbeit. Er mußte sie tragen, sie im Kohn auf dem Schoß halten, da sie sonst nicht still saß und sich vornüber neigte. Er wagte nicht, mit ihr über die Wasserstrudel zu setzen und hatte noch größere Angst, sie allein am Ufer zu lassen. Wer konnte ihm dafür bürgen, daß sie nicht ins Wasser fiel, nicht den Abhang hinunterglitt, daß sie nicht von einem wilden Tiere angefallen wurde, das sich am Wege zeigt? So hatte er denn keinen Augenblick Ruhe.

Die Hitze wurde immer unerträglicher. Der Boden wurde so heiß, daß er durch's Schuhwerk brannte. Das Wasser im Fluße fiel mit jedem Tage. Aus den eintrocknenden Sümpfen, aus der erhitzten Tiefe stiegen Miasmen auf. Alexander fühlte, daß er Malaria einatme, wenn er über's Wasser gebeugt, die Nebe prüfte. Seine Kräfte schwanden zusehends, und der Kopf brannte häufig wie Feuer. Das Kind ließ er zu Hause. Er schloß es ein und häufig, wenn er wiederkam, hörte er, wie es weinte.

„Wenn wenigstens Njar bei mir bliebe,“ bat sie.

So ließ er dem Njar zu Hause und schloß beide ein, obgleich ihm die Erhaltung des Hundes größere Ausgaben verursachte. Manchmal lag er ganze Tage im Walde und lauerte dem Wild auf. Die jungen Enten waren noch zu klein und die Alten hüteten sie eifrig und ließen sie nicht von der Brutstätte. Ohne Hund konnte man sie nicht aufschrecken und Njar eignete sich auch wenig zur Jagd; Neb- und Vorkühner verbargen sich im Gesträuche, und in den schweigenden Wäldern gab es kein Wild. Auch die Fische gingen bei dem niedrigen Wasserstande nicht mehr ins Netz; er mußte nach neuen Plätzen suchen; kleine Fische fing er noch, wenn auch nur in geringer Zahl. Er kochte Suppe davon, reichlich mit wilden Zwiebeln angerichtet. Er hatte noch etwas Geld, aber das wollte er für die schlimmsten Zeiten aufheben, die nach seinen Begriffen noch nicht gekommen waren.

Inzwischen erreichte die um jene Jahreszeit gewöhnliche Hitze und Dürre ihren höchsten Grad. Seit drei Wochen hatte es nicht mehr geregnet. Der trockene Erdboden brannte und erhitzte die Luft selbst des Nachts. Tau fiel überhaupt nicht mehr, das Gras zerfiel wie Asche, dünner Staub erfüllte die Luft und drang durch alle Augen. Die Ferne war ganz in Dünste gehüllt. Vom Walde kam eine schwüle, ungesunde Luft, von den Sümpfen und aus dem See stiegen fieber-schwangere Dämpfe. Frische und Kühlung kam nur vom leise rauschenden Fluße, aber auch der zeigte kahle Sandbänke. Das Getreide wuchs langsam.

Jetzt kamen auch trockene Staubwolken und bedeckten

weite Strecken mit einem fahlen Schleier. Die Tage und die mond-hellen Nächte wurden unter ihrer Hülle zu einem über-glänzlosen Ganzen. Die Sonne ging feuerrot aber ohne Glanz auf und zog über die Erde wie der Mond in nebligen Nächten dahin. Die Luft nahm einen herben Geschmack an und wurde dick wie Watte, die Lippen wurden trocken und spröde, im Halse würgte und kratzte sie. In dem aschgrauen Nebel schien alles grau. Die Vögel hatten sich verborgen, man hörte den Kuckuk nicht länger, und selbst die Krähen waren verschwunden. Menschen und Tiere scheuten jede Bewegung. Die Blumen öffneten ihre durstigen Kelche weit. Kein Tropfen Tau, kein Windhauch. Tag und Nacht gleich heiß und grau.

So vergingen einige Tage
(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Aus dem Tagebuch des Fräulein von Oben.
Montag.

Wenn wir Toten erwachen . . .
Ich bin frei! Ich bin frei! Ich bin frei!
Der Gefangenschaft Zeit ist vorbei!
Ich bin frei wie ein Vogel! Bin frei!

Ich sänge es mit Jbrens Frau Maja. Freilich, es ist nur die Freiheit eines Hotels. Und neben mir wohnt ein sächsischer Polizist. Gleichwohl ich kann Jbren lesen, so oft es mir gefällt. Wie pflegte Er doch zu sagen: Auch so ein ausländischer Schmiersack, der nicht einmal Unteroffizier gewesen ist und an keinen Gott glaubt. Und dann nannte Er es einen Skandal, daß in deutschen Landen solche unsittlichen Sachen — gelegentlich sagte er auch: solche Schweinereien — gebüdet würden.

Ich bin frei. Ich brauch' nicht mehr huldvoll um 2,34 Minuten zu lächeln, weil ich jederzeit lachen kann. Wenn nur der Polizist nebenan nicht wäre. Er hat so ein unheimliches Paket bei sich als wäre eine Zwangsjade darin. Man sagt mir, daß die Zrenthäuser so willig seien. Schon hat das „Dresdener Journal“, aus dem ich immer meine Aufklärung beziehen mußte, gelogen, ich sei in einer Geistesstörung davongegangen. Ach, kein Staatsanwalt erhebt sich, der das Blatt wegen Verleumdung des Mitgliedes eines regierenden Hauses verklagt. Aber vielleicht klage ich selbst wegen Verleumdung. Bin neugierig, was der verehrte Redakteur des königlichen Organs kriegen würde!

Sonderbar überhaupt, wie sänglos die Ehre einer deutschen Frau ist, sogar einer deutschen Fürstin. Sie dürfen alle nach Herzenslust hinter mir herhimpfen, die unsinnigsten, schmutzigsten Fabeln erfinden. Niemand rührt sich, um mein Ritter zu sein. Ich bin frei wie ein Vogel — vogelfrei! Wenn man von einem Nachtwächter eine nicht erweislich wahre Thatsache behauptet — sofort muß der Sterk ins Loch. Wird gar von einem hundertfachen Millionär eine unangenehme Wahrheit veröffentlicht, man möchte am liebsten ganze Dörfer und Städte als Sühneopfer einäschern. Von mir aber kann jeder schreiben, was er will. Je verworfener ich erscheine, desto wohlgefälliger wird die Lüge der Eulenden. Nun, ich sterbe nicht an der Verleumdung, ich lebe vielmehr an ihr auf. Ich ermesse an dem Maße der Niedertracht die Größe meines Glühs, daß ich dieser ganzen wüsten Pöffe entronnen. . . .

Dienstag.

So ganz Unrecht hat man mit der Geistesstörung doch nicht. Wenn ich's mir recht überlege, ich habe wirklich eine Geistesstörung — be-gan-gen. Ich habe den Geist des Gottesquudentums gewaltig gestört. Die ganze monarchische Herrlichkeit ist über Nacht zusammengebrochen. Wie sollen es die Völker in dem monarchischen Kerker aushalten, wenn sogar eine Fürstin aus ihm, um nicht zu ersticken, nächlicher Weise ausgebrochen ist? Ich habe den Geist all der Edlen und Erlauchten gestört. So eine Flucht steht nicht im militärischen Reglement, der Herr Hofmeister weiß keine Formel dafür. Soll er befehlen: der Hof legt wegen allerhöchsten Beglückens ihrer königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin für die Dauer von zwei Monaten tiefe Trauer an. Die Damen des Hofes haben schwarze schmiedeeiserne Ketten zu tragen. . . .

Heute erhielt ich aus Berlin folgende Postkarte: „Ich wünsche Ihnen Glück zur Freiheit. Können Sie uns nicht das Geheimnis verraten, wie wir es Ihnen nachmachen können? Ein Mann aus dem Volke?“ Endlich Einer, der mich begreift.

Der Polizist ist noch immer da. Auch sein Paket. Kann man dem Menschen nicht den Boden der freien Schweiz verbieten. Ich will nicht zurück, ich will nicht, ich will nicht.

W e i h n a c h t .

Ich freue mich kindisch. Wir haben um ein paar Minuten etliche Kleinigkeiten geschenkt. Der Bruder hat auf dem Kanari ge-blafen, und wir haben dazu getanzt, wie die Amantzen. Am liebsten stände ich Kopf. Vrrr. . . Dort drüben wird man zur fest-gesetzten Sekunde die Flügelthüren öffnen, sie werden in feierlichem Zug hereinmarschieren, darauf sind sie zwei Minuten lang von den reichen Gaben überrascht, um fünf Minuten darauf in Gemüt und

Gefühl zu verfallen und „Stille Nacht, heilige Nacht!“ zu singen. Daß man noch keinen Militärmarsch aus dem Krippenlied gemacht! Ich pfeife wie ein Schusterjunge.

Sonnabend.

Der Lehrer der Sprache des Herzens hat mir einen Stoß deutscher Zeitungen gebracht. Ja, wenn man aus der Krone gedrungen ist. Dann verändert man sich. Gestern war ich noch bei jedem meiner Geburtstage die edelste und schönste deutsche Frau, die erhabene Mutter herrlicher Kinder, die zarte und zärtlich hingebende Gattin, die unermüdbare Förderin christlicher Wohltätigkeit, das Ideal züchtiger Weiblichkeit, eine Freundin der Armen, eine Schutzherrin von Kunst und Wissenschaft und dazu eine treffliche Hausfrau, die, ungeachtet ihrer künstlerischen Talente und schwereren Repräsentationspflichten, jedes Beefsteak ihrem Gatten eigenhändig brät und die Kleider ihrer Kinder allerhöchstselbst zu nähen und zu flicken geruht.

Und morgen hätte ich Königin sein können, Landesmutter, geschichtliche Persönlichkeit. Vielleicht hätte ich es sogar zur Vorzüglichen des Fürstinnenbundes zu Hebung der Sittlichkeit gebracht. Millionen hätten mich, bei Kerkertraße, anschwärmen und anbeten müssen. In jedem guten bürgerlichen Hause hätte mein Bild gehängt, und auch in jeder Kneipe. Ich wäre zum vollendeten Automaten monarchischer Liebenswürdigkeit geworden, ich hätte mich täglich tausendmal huldvollst verneigt und unendliche Gnade und Güte verbreitet. Und die Kinder hätten in den Schulen Wunderdinge von meinen Tugenden gelernt. Jetzt aber? Wohin ist so schnell und gründlich alles angeborene Gottesgnadentum entschwinden? O, ich Ruchlose, habe mich unwürdig des Hauses August des Starken erwiesen, ich habe das feine sittliche Gefühl verletzt, Pflicht und Ehe gebrochen — darum ist es nur billig, daß mich alle Patrioten wie die niedrigste Dirne behandeln. Ihr meine Standesgenossen von gestern, wollt Ihr erfahren, wie man über Euch denkt, folgt meinem Beispiel, ergreift die Kludt vor Eurer Würde — Ihr werdet rasch sehend werden! Sind wir nicht eigentlich alle schlimmer als die Humberts, es gehört nicht einmal Wit, Mut und Erfindungsgabe dazu, um auf Grund eines unedlen Rechtstitels die Welt zu kommandieren.

Ich habe das erste Weihnachtsfest meines Lebens genossen — als Hotelgast, der mit drei Frau' das Bett bezahlt; zum erstenmal ist mir die Krippen-Andacht aufgegangen, eine Maria Magdalena, die nicht im mindesten bußfertig ist. In den deutschen Märchen liest man als der Gotteswunder lieblichstes, wie ein Gänsemädel zur Frau Königin wird. Ist es nicht ein unendlich größeres Wunder, das Weihnachtswunder, daß eine Königin Gänsemädel wird? . . .

Montag.

In den Polizeimann und sein unheimliches Paket habe ich mich beinahe gewöhnt. Eine schlimmere Sorge befällt mich. Seit gestern haben wir die tägliche Hotelrechnung nicht bezahlt. Ich fühle, daß der Wirt mißtrauisch wird. Der Oberkellner sieht mich mit einer so verachtungsvollen, eisernen Miene an, daß es selbst unser Oberhofmeister nicht besser machen konnte. Ich komme mir wieder vor, als hätte ich verbotener Weise Zofa gelesen. Heute hörte ich zufällig eine freche Bemerkung des Zimmermädchens: So etwas von liederlichen Frauenzimmern, die in den Tag hineinleben und nichts arbeiten wollen. Die häßlichen Worte sind wie ein giftiger Hauch auf das Glück meiner jungen Freiheit gefallen. Ich denke seitdem an die Zukunft, ein eigentümlich bitteres und banges Empfinden. Jetzt erst erwacht in mir das Bewußtsein, daß ich in die Welt geschleht bin, in der man arbeitet, arbeiten muß, wenn man kein Geld hat. Boven werden wir leben? Ich kann Pinjeln, Klavierpielen, Meiten, Nadeln, Deklamieren. Ich fürchte, ich werde mich mit keiner der Künste durchbringen können. Ich habe einmal gehört, daß es fleißige Arbeiter giebt, die hungern. Und ich habe eine unermessliche Furcht vor der Brutalität der Arbeit, die mir Brot giebt. Wenn ich mir vorstelle, daß ich mit meinen Wildchen bei den Händlern umherlaufen muß und demütig bitten, sie mir für ein paar Pfennige abzunehmen! Lieber tot. Soll ich die mit bezahlter Rückantwort verfehene telegraphische Heiratsofferte des Schweinemilliardärs aus Chicago annehmen? Die Sorgen wäre ich los, aber ich glaube, der Mann will nur die beinaheige Königin als Warenzeichen seiner Fleischprodukte verwenden.

Der Bruder hat doch noch nicht alle Traditionen seines edlen Blutes abgestreift. Sonst hätte er die Orden nicht zurückgeschickt, sondern verfehrt. Wir könnten das Geld jetzt brauchen.

Soll ich versuchen, auf einer Bühne Unterkommen zu finden? Soll ich meine Memoiren schreiben?

Silvester.

Ich habe einen Ring verkauft, um Champagner zu bezorgen. Ich will in das erste Jahr meiner Freiheit nicht nüchtern hinübergehen. Ich will tanzen, rasen — Nosen im Haar. Morgen mag uns der Hotelier ermitteln. Profit — Ihr meine verflohenen Brüder und Schwestern in den Zellen des Gottesgnadentums. Ich habe die Freiheit des entlassenen Strafgefangenen erobert, ich habe das Recht errungen, in der Gasse zu sterben. Der Champagner schäumt! . . .

Neujahr.

Kopfschmerzen, Kopfschmerzen, nichts als Kopfschmerzen. Ich stehe mit Kopfschmerzen am Scheidewege. Wir mußten in ein Hotel vierten Ranges übersiedeln, beinahe schon eine Penne — der Oberhofmeister möge mir das Wort in Gnaden verzeihen. Ich habe zwei Offerten erhalten. Man bietet mir die Nädte an; ich

brauche nur ein halbes Jahr zur Quarantäne in einer Kerkerzelle anstatt zu verbringen. Dann darf ich geheilt alle meine unsäglichen Tugenden wieder aufnehmen. Auf der andren Seite will mir Barnum tausend Mark für jedes Auftreten und zehn Prozent des Reingewinnes geben. Ich wähle Barnum . . . Joe.

Kleines feuilleton.

„p. Eisblumen. „Sted' doch die Lampe an, Mutter,“ bat die junge Frau, welche eifrig ar einer Nähmaschine hantierte.

Die bebrillte Alte stand von ihrem Stuhl in der Nähe des Ofens auf, legte den Strickstrumpf beiseite und zündete die Lampe an. Dann öffnete sie das Fenster und ließ den aus Sackleinwand gefertigten Wettervorhang herunter. Ein kalter Luftzug strömte herein.

„Nach' bloß zu, Mutter!“ Die junge Frau schüttelte sich. Die Alte hatte das Fenster geschlossen und fuhr prüfend mit dem Zeigefinger über die Scheiben: „Sie kommen schon wieder!“

„Wer? Ach so: die Eisblumen! Nu ja! Je kälter es ist, desto besser blüh'n sie. Und ich glaube, in unserm Ofen ist keine Spur von Blut mehr.“

Die Alte hatte das Fenster geschlossen und fuhr prüfend mit dem Sie schüttelte bekümmert den Kopf. Dann trat sie zu einem Bett, in welchem trotz der frühen Abendstunde bereits zwei Kinder ruhten: „Die haben's am besten! Die schlafen schon.“

Die junge Frau sah kurz auf: „Ja. Die frieren nicht.“ Die Alte seufzte, warf sich ein Tuch um und nahm ihren Strickstrumpf wieder zur Hand. Monoton klapperten die Nadeln.

Die Nähmaschine ratterte eintönig. Draußen ging die Dämmerung in tiefes Dunkel über. Ein kalter Wind blies und spielte mit dem Wetterrouleau, das hin und wieder klatschend gegen das Fenster schlug.

In den Scheibenecken leimten die Eisblumen auf. Sichtbar redten die Strahlen sich aus; Sternchen um Sternchen schoß heran . . .

„Vater blüht so lange,“ sagte die junge Frau plötzlich. Die alte Frau nickte: „Er rennt sich noch die Haden ab. Und es hat doch keinen Zweck. Es nützt ja alles, alles nichts.“

„Soll er etwa hier zu Hause hoden?“ Die junge Frau richtete sich energisch auf. „Am Ende bringen sie ihm Arbeit in die Wohnung, was? Mit stopfhängen und so kommen wir nicht weiter. Es muß eben jeder auf'm Posten sein!“ Mit einem kräftigen Fußtritt setzte sie die Nähmaschine wieder in Bewegung: „mal m u h sich doch was finden!“

„Darauf warten wir schon acht Wochen.“ „Ned' bloß nicht noch so, Mutter! Sonst —!“ Die junge Frau sah mit zudelnden Lippen hinüber: „Wenn wir erst 'n Mut verlieren, können wir uns gleich begraben lassen!“

Die Alte nahm eine ihr entfallene Masche auf und wiegte den grauen Kopf hin und her: „Um jede Stelle streifen sich zwanzig Mann.“

„Und einer kriegt sie!“ Die junge Frau rief es trotzig heraus. „Das ist eben wie's große Los.“ Und mit mühsamem Galgenhumor fügte sie hinzu: „Warum soll'n wir nicht auch 'mal 's große Los gewinnen?“

Die Alte lächelte kurz: „Nu ja!“ Die Tochter fuhr fort: „Morgen ist Dienstag. Die paar Mark, die ich kriegen, sind schon weg. Verschiedene warten schon d'rauf. Wenn bloß die verdammte Kälte nicht wäre! Die Feuerung ist einem ja nötiger fast wie's liebe Brot! Der Ofen frißt uns noch auf!“ Sie wandte den Blick ärgerlich zum Fenster: „Nu lud' bloß 'mal, wie das schon wieder hochfrieht. Ich mag gar nicht hinein!“

Kautlos, wie drohende Polypen, stredten die Eisblumen ihre Fäden und schwellenden Adern aus. Zur Hälfte schon waren die Scheiben die bedeckt — und immer höher wuchs es in seltsamen, phantastischen Wäulen . . .

Im Korridor läutete die Glode. Die Alte öffnete. Ein junger Burfche trat herein, auf dem Rücken einen Kasten mit Braunkohlen. Er grüßte kurz und lud seine Last am Ofen ab. „Nanu, wer hat'n die bestellt?“ Verwundert fragte es die junge Frau.

Der Burfche schichtete die Kohlen auf: „Ihr Mann. Bezahlt sind se och schon. Und Se soll'n et heute 'mal ordn'lich warm machen. Morgen kommt mehr. N'abend.“ Er schwang den leeren Kasten auf den Rücken und ging.

„Das begreif ich nicht,“ rief erstaunt die Frau. „Bezahlt sind sie sogar?“ Die Alte schüttelte den Kopf. Dann machte sie sich an's Einheizen.

Die beiden Frauen ergingen sich in allerlei Vermutungen, woher die Mittel des Mannes stammen könnten. „Vielleicht hat er bei 'ner Gelegenheitsarbeit heute 'n paar Mark verdient,“ sagte die Alte.

Im Ofen brannte das Feuer. Die Alte griff zu ihrem Strickstrumpf. Beide Frauen verbarren schweigend. Eifriger als zuvor arbeitete die Nähmaschine.

Noch immer stiegen die Eisblumen empor. Ihre letzten Käufer sitzen schon an die Querleisten des Fensters. Und noch immer wuchsen sie . . .

Plötzlich wurde die Flurthür geschlossen; schnelle Schritte näherten sich der Stube.

Gespant sahen die Frauen nach der Thür. Der Mann trat herein, ein großes Brot unter'm Arm. Fröhlich

grüßte er. Er legte das Brot auf den Tisch und beförderte aus seinen Taschen mehrere kleine Pakete heraus: „So, Kinder! Da habt Ihr was zu essen!“ Er schmunzelte die erkrankten Frauen an, ging zum Bett, strich sich den bereiften Bart und lächelte die Kinder: „Nu braucht Ihr nicht mehr mit den Hühnern in die Klappe zu gehen! Bon jetzt an wird die Stube jeden Tag hübsch warm gemacht!“

Die Kinder erwachten und jubelten dem Vater zu. Die Alte riefte an ihrer Brille hin und her, als sähe sie nicht richtig: „Na, nu sage 'mal, Emil —?“

Er legte der Alten die Hände auf die Schultern, sah ihr gerade ins Gesicht und lachte: „Ich hab's große Los gewonnen, Mutter!“ „Arbeit?“ Die Hoffnung erleuchtete das fragende Gesicht der jungen Frau.

„Ja, Lenel!“ Er umarmte sie. „Hab' heute schon geschafft. Vorfuß genommen. Nu wird alles wieder besser!“

Der Ofen verbreitete einen warmen Hauch im Zimmer. Von den Scheiben begann es zu tropfen. Langsam, ganz allmählich trocknen die Eisblumen in sich zusammen. —

k. Hungerträume. Für den Einfluß, den der körperliche Zustand des Hungers auf die Träume ausübt, wissen die kürzlich erschienenen „Physischen Studien“ einige interessante Beispiele anzuführen. Schon Versteberg erzählt in seinem Drama „Ugolino“ von solchen Hungerträumen, in denen der Schlafende zu essen glaubt und behauptet, daß die geträumte Sättigung noch über das Erwachen hinaus wirksam bleibe. Die zwangsmäßig auftauchende Vorstellung von Nahrungsmitteln und Befriedigung des Hungers schildert bekanntlich Knud Hamsun in seinem Roman „Hunger“. Wegandt, der neuerdings Untersuchungen über die Beeinflussungen geistiger Leistungen durch Hungern angestellt hat, hat die Einwirkung des Hungers mehrfach bei seinen eignen Traumvorstellungen beobachten können. Bemerkenswert ist dabei, daß der geträumte Hunger wie seine Befriedigung ziemlich treffend den wirklichen körperlichen Reizen entspricht, während in anderen Sinnesgebieten häufig beobachtet wird, daß der Reiz eine phantastische, oft auf ganz andrem Sinnesgebiete liegende Vorstellung hervorruft. Wegandt legte sich am ersten Hungerverfuchstage nachmittags auf ein Ruhebett und schlief ein, nachdem er in Turgenjew noch von einem Mädchen mit „blonden Flechten“ gelesen hatte; im Traum wurden diese zu langen blonden Roden und diese wiederum zu Maccaroni und Nudeln von verschiedener Dicke und von ähnlicher helloranger Farbe, wie sie bei italienischer Zubereitung üblich ist. Er träumte weiter, daß er den ganzen Porzellanteller mit Maccaroni mit einem Löffel hastig leer aß. Bei einem späteren Hungerverfuch mit dreitägiger Nahrungsenthaltung träumte er in der Nacht, er verzehre ein großes Butterbrot, das ihm ausgezeichnet schmeckte. Dann aber fiel ihm plötzlich ein, daß er auf diese Weise den Hungerverfuch störe, und er empfand heftige Reue. Trotzdem träumte er noch zweimal in derselben Nacht von großem Appetit und einem einladenden Essen. Demnach spielen also die körperlichen Reize im schlafenden Zustande eine so wirksame Rolle, daß durch die Hungerempfindung die Traumvorstellung der Befriedigung jenes Bedürfnisses geweckt wird. —

Theater.

Lessing-Theater. „Der blinde Passagier“. Lustspiel in drei Akten von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg. — Die Firma, die seit Jahren das Reise-Lustspiel kultiviert, hat sich diesmal noch weniger als sonst wohl in geistige Unkosten gestürzt. Mit dem neuen Lustspiel verglichen, macht so gar das „Theaterdorf“ den Eindruck einer verhältnismäßig noch sorgfältigen Arbeit. Das hindert nicht, daß vielleicht gerade „der blinde Passagier“ in der Theaterlotterie der Saison ein großes Los zieht. Der kleine Liebesgott, der in dem reizenden Gedichte seines als blinder Passagier in der ehrwürdigen, langsam rumpelnden Postkutsche sein Wesen treibt, macht nämlich, sehr modern, hier auf der großen „Victoria-Luise“ die Reise nach dem Nordkap mit; und wenn ihm auch an lustigen Streichen nicht gerade viel Gefährliches einfällt, so giebt es auf der neuen Fahrt doch um so mehr zu sehen. Als Schauspiel, dessen eigentliche Verfasser Varuch u. Co. sowie Obronsti, Impfeben u. Co., hat die Komödie eingeschlagen. Die „Victoria-Luise“ war die Heldin des Abends. Wie der Vorhang aufgeht, sieht man den oberen Passagiersalon des Hinterdeckes und über demselben den Anfsatz eines bunt bewimpelten Mastes. Die Fäden wehen lustig im Winde. Ein prächtiges Bild, belebt durch das Hin und Her von blauen Marine-Uniformen, Vergnügungspassagieren, das Spiel der Schiffskapelle und das dumpfe Luten der Signale. In der Ferne dehnen sich, durch die geöffneten Türen sichtbar, die Häusermassen Hamburgs. Dann beginnt die Reise, im Hintergrunde tauchen die Eislandschaften und endlich das hohe Meer auf. Das Deck gerät in schaukelnde Bewegung und erregt lebendiges Mitempfinden für die auf ihren Stühlen hingestreckten blaffen Opfer der Seelrathheit. Die Sensation des zweiten Aktes ist eine wundervolle norwegische Fiorlandschaft: hohe, bläulich verdammernde Schneeberge, die die dunke, stille See umschließen; im dritten Akt, der an Bord der „Victoria-Luise“ zurückführt, giebt's einen veritablen Schiffsball und dann zum Schluß den Ausblick auf eine terrassenförmig aus tiefblauer Meerflut aufsteigende, im Sonnenlichte strahlende norwegische Hafentadt. Das wäre so der Hauptinhalt. Im übrigen wird eine Reihe Liebesabenteuer rasch und mit dem üblichen Erfolg erledigt. Da ist die junge Frau des Zahlmeisters, die, weil das Veramloorklicher Redakteur: **Carl Leib** in Berlin. — Druck und Verlag:

Schiffpersonal seine besseren Hälften auf der Fahrt nicht mitnehmen darf, sich unter falschem Namen eine Karte löst und wider Willen den vorstigen Weiberfeind von Kapitän in sich verliebt macht. Da ist ein weniger Ehemann, der seiner scheidungs-lustigen Gattin nachreist und sie im Kampfe mit einem neuen Kourmacher zurückeroberet; ein Kommerzienratsföhnchen, das von einer tugendstrengen Konfessionseuse, die mit ihm das Nordkap sehen wollte, so lange hochtortiert wird, bis es zur Verlobung kommt, und in der teuersten, der Staatslotterie, der kleine mit einem in der Lotterie gewonnenen Freibillet reisende Eisenbahnbeamte, ob seines Reiselurus rings als Millionär und wünschenswertester Verlobungsgegenstand ungeschwämmt. Vater Vellermann ist selig, daß die Wahl des hohen Herrn auf seine Tochter fällt. Dieser pfliffig dumme, stürmisch aufdringliche, rebelseige Alte, den seine Frau auf allen Reisen mit-schleppt — die einzige in dem Stück näher ausgeführte Rolle — wurde von Georg Engels, der nach so langer Zeit zum erstenmal wieder als Gast im Lessing-Theater auftrat, mit glänzenden Humor gespielt. Mochte er auf dem Deck mit dem Ruf: „Mein Name ist Vellermann!“ von Passagier zu Passagier schießen, um schließlich dann in eine geschlossene Stutzgesellschaft gewaltsam einzudringen oder mochte er einer andren ebenso un-bezwunglichen Reizung folgend, neugierig und patronisierend sich in fremde Liebeszachen mischen, foppend und gefoppt, das breite, hartlose, gutmütig lächelnde Gesicht unter dem schottisch farrierten Reisefäppchen wirkte immer unvorderstlich komisch. So viel Leben und Bewegung ging von ihm aus, daß man darüber der Dürftigkeit in der Erfindung kaum recht gewahr wurde. In der großen Masse der andren Rollen gab es keine — mit Ausnahme etwa des von Herrn Waldow höchst ergötzlich mancierten, phlegmatisch-eifersüchtigen Zahlmeisters — die einer individuelleren Gestaltung fähig gewesen wäre. Die Schauspieler traten hinter die Regie, die in der Inszenierung, wie in der Durch-arbeitung des Ensembles ausgezeichnetes geleistet hatte, zurück. Die Stimmung im Theater war höchst animiert. Nach jedem Akte ward das Panoramien-Dichterpaar gerufen. —

Humoristisches.

— Eifersüchtig. Bauer (zu seinem Rechtsanwält, der sich nach der Verhandlung mit dem Anwalt des Gegners in freundschaftlicher Weise unterhält): „Du, dö's leid' i fei' net, daß D' mit dem da so schön thust!“ —
— Mannesstolz. A.: „Es scheint, Deine Frau muß regel-mäßig das letzte Wort haben?“
B.: Ja, ... aber ich denk' mir immer noch was dazu!“ —
— Ironie. Automobilist (zu seinem Begleiter): „Diese Wege in den Blättern über das Ueberfahren von Bänfen und Hühnern werden allmählich wirklich sad. In Wahrheit ist keine Spur davon.“ (zum Führer, als derselbe plötzlich anhält) — na, was ist denn los?“
Führer: „Eine Gans haben wir überfahren, Herr Baron!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Im katholischen Pfarrarchiv in Frauensfeld (Schweiz) wurde eine Anzahl zusammengehefteter Pergamentblätter gefunden, die ein Fragment von etwa 730 Zeilen aus dem Gedicht Flore und Blancheflor von Konrad Fleck enthalten. Der Fund stammt aus dem 13. Jahrhundert und ist sprachgeschichtlich wertvoller als die bisher bekannten Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts. —
— Albert Patry ist vom 1. September 1904 an von Otto Brahm für das Lessing-Theater engagiert worden. —
— Max Reinhardt scheidet am Ende dieses Jahres aus dem Verbands des Deutschen Theaters. Er übernimmt die Direktion des Kleinen Theaters, das noch im Januar Gorkis „Nachtschl.“ zur Erstaufführung bringen wird. —
— Das Deutsche Theater bringt als nächste Neuheit Karl Schönherr's Bauernstück „Der Sonnwendtag.“ —
— Ein neues Schauspiel von Fedor v. Bobeltz: „Die eiserne Krone“ wird demnächst im Lessing-Theater die Erstaufführung erleben. —
— „Bruder Straubinger“, eine Operette von Eisler, ist vom Central-Theater zur Aufführung erworben worden. —
— Die Pariser Akademie der Wissenschaften hat Sven Hedin den Tschitschatschew-Preis (3000 Frank) verliehen. —
— Ein kommunistisches Dorf in Japan. In der Provinz Shinsiu, etwa zwölf Meilen von der Hauptstadt, wurde ein Dorf namens Usada Mara entdeckt, wo noch alte kommunistische Einrichtungen bestanden. Das Dorf hat 227 Häuser mit 1504 Einwohnern und besitzt zwölf Quadratkilometer Wald. Mit dem Erlös aus dem Waldbestand werden sämtliche Ausgaben der Gemeinde bestritten. Das Land wird gemeinsam bewirtschaftet; es giebt weder Arme noch Reiche. Die Einwohner befinden sich alle in ziemlich gleicher sozialer Lage. —
c. Ein Niesenhonorar. Die amerikanische Blätter berichten, hat sich der Tenor Tamagno bereit erklärt, für 61 000 M. fünf Lieder für eine amerikanische Fabrik in einen Phonographen hineinzusingen. —
Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.